

Leseprobe aus DAS LÄCHELN DER PANDORA von C. K. Miller

© 2013, KaMeRu Verlag, www.kameru.ch

Der Schmerz verschlägt ihr den Atem. Er trifft sie mit einer unerwarteten Wucht. Doch sie schreit nicht. Ihr Blick gleitet zu den Baumkronen hinauf. Dann zurück zu dem Rot, das sich auf dem hellen Stoff ausbreitet. Sie presst die Hand auf die Wunde, dreht den Kopf zur Seite, starrt durch die offene Wagentür in die Nacht. Es dauert einen Augenblick, bis ihr bewusst wird, was geschieht und die Dunkelheit sie verschlingt.

Diesmal sind es nicht Schönlings Krächzen und auch nicht das Zwitschern der anderen Vögel, die Carlo Pfister wecken. An diesem Dienstagmorgen reißen ihn die Sirenen der Polizeiwagen aus dem Schlaf. Als er die Augen öffnet, findet er sich auf dem Boden seiner Dachterrasse liegen und blickt für einige Sekunden verschlafen zum Himmel, bevor er sich aus dem Schlafsack schält. Schönling schlummert in seinem Käfig, während die Sonne mit ihren Strahlen die wenigen Wolken vertreibt. Der Tag verspricht, heiß zu werden.

Seither Carlo vor einigen Tagen nach ein paar Gläschen Wein auf der Terrasse einschlief und erst mitten in der Nacht wieder erwachte – den Sternenhimmel über sich –, beschloss er, während der heißen Sommerzeit das Schlafzimmer aufs Dach zu verlegen. Er mag es, von den gedämpften Stimmen der Stadt begleitet, einzuschlafen.

Er tritt an das Terrassengeländer. Links unter ihm liegen die Stadt und der See, rechts ragt der Uetliberg in die Höhe. Carlo kann es noch immer nicht glauben, dass er erst vor einigen Monaten dieses Mietshaus von seiner Tante geerbt hat. Das Treppenhaus ist zwar dunkel und so manches renovierungsbedürftig, aber die Dachterrasse, die zu seiner Wohnung gehört, entschädigt für all die kleinen Makel – sogar dafür, dass er sich verpflichten musste, sich um Schönling zu kümmern. Er wirft dem Graupapagei, der inzwischen auch geworden ist, einen Blick zu. Der Vogel putzt sich die Federn, dann klettert er auf dem Käfiggitter herum und schreit: »Ich bin schön! Ich bin schön!«

Carlo muss lachen. Doch noch bevor er etwas antworten kann, rast der nächste Polizeiwagen die Straße hoch, in Richtung Uetliberg. Die Sirene heult, das Blaulicht blitzt hektisch auf dem Wagendach. Er blickt dem Fahrzeug nach, bis es auf den Waldweg abbiegt, aus seinem Blickwinkel verschwindet und die Sirene verstummt. Dann herrscht wieder Stille, so, wie sie sich meistens an warmen Sommermorgen über die Stadt legt. Schönling neigt den Kopf zur Seite und sieht aus, als würde er angestrengt überlegen. Als die Kirchenglocken ertönen, scheint er mitzuzählen.

Sie schlagen fünf.

Fünf Uhr morgen in Zürich.

Eine Joggerin entdeckte das Fahrzeug, wie Carlo Pfister von einem der Brandtour-Offiziere erfährt, als er eine Viertelstunde später den Waldrand erreicht. Die Wagen des Bereitschaftsteams parken am Straßenrand. Die Frau – flankiert von zwei Beamten – lehnt an einem Baum. Sie ist hochgewachsen, trägt eine ausgebeulte, graue Trainingshose und ein T-Shirt, das einmal sehr weiß gewesen war, nun aber in einem seltsamen Rosa schimmert. Das blonde Haar, das ihr beinahe bis zur Taille reicht, ist zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden.

Als einer der Beamten Pfister entdeckt, lässt er die Frau und die Kollegen stehen und läuft ihm entgegen.

»Was machst du hier?«, ruft er ihm statt einer Begrüßung zu und reicht ihm die Hand.

Carlo Pfister erwidert seinen Händedruck. Er kennt Fredy Raber, der jede Beförderung ablehnt und nun, nach über dreißig Jahren Dienstzeit als Streifenpolizist, vor der Pensionierung steht, bereits seit Langem.

»Ihr habt mich geweckt«, antwortet Pfister, dann fragt er: »Was ist los?«

»Eine seltsame Sache. Wir haben diesen verlassenen Wagen. Gehobene Klasse, zugelassen auf eine gewisse Sonja Huber. Villa am Zürichberg ...«

»Ist das alles? Vielleicht ist die Dame ja unterwegs auf den Uetliberg.«

»Eher nicht. Aber schau es dir selbst an.« Raber klopf ihm auf die Schulter. »Du bist doch die Kripo.«

Matthias Hahn, ein junger Beamte vom Bereitschaftsteam, gesellt sich zu ihnen. »Auch schon wach?«, fragt er und reicht Carlo die Hand.

»Ihr habt mich geweckt«, erklärt Carlo zum zweiten Mal.

»Willst du es dir ansehen?«, fragt Hahn. »Sehr wahrscheinlich landet der Fall sowieso auf deinem Schreibtisch.« Er bedeutet Carlo, ihm zu folgen.

Der silberne BMW steht mit weit geöffneten Türen verlassen da. Pfister wirft einen Blick in das Wageninnere. Alles von bester Qualität, alles modern, alles sehr komfortabel. Nur die Flecken, die auf den teuren Ledersitzen zu erkennen sind, passen nicht dazu.

»Meinst du noch immer, sie spaziert da irgendwo durch die Gegend?«, fragt Raber.

Pfister schüttelt den Kopf. »Und wer ist sie?«, fragt er und zeigt auf die Blonde.

»Helene Schlatter«, sagt Hahn. »Sie wollte gerade den Uetliberg hochjoggen, als sie den Wagen entdeckte. Die Streife war gerade in der Nähe, also waren Fredy und Sepp als Erste da.« Er wirft Raber einen Blick zu und deutet mit dem Kopf zu dem Beamten, der neben der jungen Frau steht.

»Joggen! Um diese Zeit!« Pfister zündet sich eine Zigarette an, zieht zwei-, dreimal gierig an dem Glimmstängel, dann drückt er ihn wieder an einem Baumstamm aus. »Ich rede mit ihr«, sagt er.

Helene Schlatter mustert ihn einen Augenblick lang. Erst dann erwidert sie seinen Gruß. Sie scheint nicht nervös oder aufgeregt zu sein, eher ein wenig ungeduldig, als sie sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht streicht.

»Sie haben den Wagen entdeckt?«, fragt Pfister, während er in seiner Hosentasche nach einem Notizblock sucht. Sie nickt.

»Und weiter? Haben Sie jemanden gesehen? Den Fahrer oder seine Begleitung?«

»Keinen. Der Wagen steht sicher schon längere Zeit hier. Die Motorhaube ist kalt. Außerdem: Im Wageninneren sind Blutflecken, in der Beifahrertür zwei Einschusslöcher. Die Projektile müssen dort in den Büschen zu finden zu sein.« Sie zeigt auf die Sträucher am Wegrand.

Pfister blickt sie verblüfft an und überlegt, ob er ihr recht geben soll. Doch dann entscheidet er sich anders.

»Und das alles haben Sie im Vorbeijoggen entdeckt?«, fragt er. Die Ironie in seiner Stimme ist nicht zu überhören.

Sie lässt sich nicht aus der Fassung bringen. »Nein«, entgegnet sie ruhig. »Ich blieb stehen, ging zum Wagen und sah mir alles genau an. Selbstverständlich ohne etwas zu berühren.« Sie spricht jetzt so, wie es Grundschullehrerinnen tun, wenn sie der Klasse etwas besonders anschaulich erklären wollen: langsam und jedes Wort betonend. Pfister ist klar, dass ihr letzter Satz als Seitenhieb zu verstehen ist.

»Auf dem Beifahrersitz und auf dem Schal, der dort liegt, sind tatsächlich Flecken zu entdecken. Und die Wagentür ist beschädigt. Ob es sich tatsächlich um Blut und um Einschusslöcher handelt, wird die Spurensicherung prüfen.« Er ist bemüht, überzeugend zu klingen.

Helene Schlatter zuckt mit den Schultern. »Es *sind* Einschusslöcher. Und wo geschossen wird, fließt für gewöhnlich auch Blut ...«

»Ach so!« Pfister fällt ihr ins Wort. »Und Sie sind eine Expertin!«

»Ich habe Augen im Kopf. Und ich bin leidenschaftliche Krimileserin.«

Sie lächelt und Pfister muss sich zwingen, ernst zu bleiben, als er fragt: »Und außer den Augen im Kopf – haben Sie einen Ausweis dabei?«

»Nehmen Sie einen mit, wenn Sie joggen gehen?«

»Ich jogge nicht!«

»Das sollten Sie vielleicht. Ein wenig Sport schadet nicht.« Sie lächelt schon wieder.

Pfister muss zugeben, dass ihre Bemerkung berechtigt ist. Sein Sixpack hatte schon bessere Zeiten gesehen. Trotzdem entgegnet er schnippisch: »Ich nehme mir Ihren Vorschlag zu Herzen. Und jetzt brauche ich noch einige Angaben zu Ihrer Person, Frau Schlatter. Sie sind wohnhaft ...«

Sie diktiert ihm die Adresse und fügt hinzu: »Aber das habe ich schon alles Ihren Kollegen gesagt.«

»Dann sagen Sie es jetzt noch einmal mir.« Pfister hat keine Lust auf Spielchen. »Und von Beruf sind Sie ...«

»Bedienung in der *A Prezzo* Bar. Kellnerin.«

»Wir brauchen Ihre Aussage schriftlich. Sie müssen zur Hauptwache kommen. Am besten noch heute Vormittag.«

»Mache ich.« Sie wendet sich zum Gehen, doch dann bleibt sie stehen und dreht sich Pfister zu. »Und die Löcher in der Wagentür stammen wirklich von Schüssen. Das wissen Sie.«

Dann rennt sie los. Ihr Haar wippt im Rhythmus ihrer Schritte.

Als Carlo Pfister einige Stunden später das Büro betritt, sitzt Felix Vollenweider am Schreibtisch und blättert in einer Hochglanzzeitschrift.

»Marion hat eine Fotostrecke«, sagt er, als er Pfister bemerkt, und tippt auf die aufgeschlagene Seite.

Marion ist Vollenweiders neue Flamme: ein mittelmäßiges Fotomodell, das sich mit Werbeaufnahmen über Wasser hält. Das hindert Vollenweider jedoch nicht daran, immer wieder aufs Neue ein Loblied auf sie anzustimmen.

Pfister wirft einen Blick auf das Foto. Marion räkelte sich auf einer roten Ledercouch, hält einen Parfümflakon in der Hand und lächelt selig. Eine Schlagzeile darunter verkündet: *Für uns sind Sie schön!*

»Toll!«, sagt Pfister. »Und? War sie hier?«

»Wer? Marion?« Vollenweider sieht ihn überrascht an. »Sie hat einen Termin in ihrer Agentur...«

»Nicht doch deine Marion! Ich meine Helene Schlatter. War sie hier?«

»Ach so!« Vollenweider breitet einige Blätter auf dem Schreibtisch aus. »Sie war hier und gab zu Protokoll, ungefähr um fünf Uhr früh den Wagen entdeckt und sofort die Polizei angerufen zu haben, nachdem sie das Blut und die Einschusslöcher bemerkt e. Ihrer Meinung nach handelt es sich um ein 9 Millimeter Kaliber. Sie scheint sich mit Waffen auszukennen, diese Frau Schlatter.«

»Na ja, sie ist eine eifrige Krimileserin.«

»Und eine Sportschützin.«

»Ach ja?« Pfister sieht ihn unglaublich an. »Und besitzt sie auch eine Waffe?«

»Seit drei Jahren nicht mehr. Sie hat sie abgegeben, als sie aus dem Schützenverein austrat.« Vollenweider reicht ihm das Protokoll. »Steht alles da drin. Und hat sie recht mit dem Blut und den Schüssen?«

»Hat sie! Die Spurensicherung fand die Projektile, 9 Millimeter. Außerdem Schleifspuren. Es sieht so aus, als ob jemand vom Wagen weggeschleppt wurde. Und der Hund hat angeschlagen. Leider verliert sich die Spur ungefähr dreihundert Meter weiter im Gebüsch. Dort fand die Spurensicherung einen teuren Damenschuh. Ein solches Exemplar lässt keine Frau freiwillig liegen.«

»Also ein Mord?«

»Der Staatsanwalt spricht von einem möglichen Verbrechen. Viele Indizien, aber keine Leiche.« Pfister kramt in den Hosentaschen nach Zigaretten. Als er sich eine anstecken will, fällt sein Blick auf den Aufkleber *Rauchen verboten!*, der seit einiger Zeit – groß und mahnend – an der Tür prangt. Pfister wirft das Zigarettenpäckchen auf den Tisch.

»Ein Nagel weniger in deinem Sarg«, sagt Vollenweider schmunzelnd. »Wenn wir schon bei Särgen sind: Wer ist das vermutliche Opfer?«

»Sehr wahrscheinlich die Fahrzeughalterin. Eine gewisse Sonja Huber, Ehefrau von Beruf, verheiratet mit einem Schönheitschirurgen, Doktor Paul Huber.«

»Schon irgendeinen Hinweis auf den Täter?«

»Nein.« Pfister schielt noch immer auf die Zigaretten. »Nun, der Gärtner war es ganz bestimmt nicht...«

Als Richard Beckermann an diesem Dienstagmorgen das Haus verlässt, sieht es nach Regen aus. Schwere Wolken hängen über der Stadt, die Hitze staut sich zwischen den Häusern.

Bald bricht ein richtiges Sommergewitter los, überlegt er. Ein reinigendes, befreiendes Gewitter – das wünscht er sich.

Vielleicht wird er dann auf der Straße stehenbleiben, die Arme ausbreiten und den Regen auf sich herunterprasseln lassen.

Eine verärgerte Stimme reißt ihn aus den Gedanken. Vor ihm steht eine alte Frau und fuchtelt drohend mit einem Regenschirm herum. »Junger Mann!«, ruft sie. »Sie hätten mich beinahe umgelaufen!«

Er blickt sie verständnislos an. Was will sie bloß? Was ist passiert?

»Solch eine Frechheit! Sind Sie blind?« Der schwarze Regenschirm zeichnet verworrene Linien in die Luft.

Richard Beckermann tritt einen Schritt zur Seite, murmelt etwas und läuft dann mit einer versteinerten Miene weiter. Er ist in aufgewühlter Stimmung, hat eine lange, schlaflose Nacht hinter sich. Stunden lang wälzte er sich im Bett, konnte kein Auge zumachen. Und das alles nur *ihretwegen*. Die Nächte auf Dienstag sind die Nächte *davor* und enden fast immer mit dem Griff zu einer Tablette, um immerhin ein wenig schlafen zu können und so den quälenden Gedanken daran zu entfliehen, was er ihr am nächsten Morgen sagen soll.

Nun fallen bereits die ersten Tropfen, aber es stört ihn nicht. Er bleibt stehen und dreht das Gesicht gegen den Himmel. Erst als er merkt, dass die Menschen ihn verwundert ansehen, läuft er weiter, überquert den Paradeplatz und nimmt die Straßenbahn. Als er sein Schuhgeschäft erreicht, regnet es bereits in Strömen.

Richard Beckermann schließt auf und betritt den leeren Verkaufsraum der *Joel Bolim*-Schuhboutique. Birgit, seine einzige Angestellte, kommt erst kurz vor neun. Das ist gut so. Er mag diese stillen Augenblicke, in denen er sich in aller Ruhe in seinem Laden umsehen kann. Schuhe sind sein Leben. Und *sie* ist sein Leben. Schuhe und sie. Sie und Schuhe. High Heels und Peeptoes, Ballerinas und Sandaletten.

Mit verschränkten Armen bleibt er vor der Vitrine neben der Tür stehen und betrachtet ein Paar Stiefeletten. Er stellt sich vor, wie *sie* in einigen Stunden neben ihm stehen wird und sie sich über die neue Kollektion unterhalten werden.

»Diese feinen Schattierungseffekte sind das absolute *Must* der Herbst- und Winterkollektion! Sehen Sie, wie es den *Joel Bolim*-Schuhen Persönlichkeit verleihen«, wird er sagen und ihr dann ein Paar knöchelhohe Schuhe reichen und so tun, als ob er sich nur auf die Stiefeletten konzentrieren würde. In Wirklichkeit wird er aber ihre langen, zarten Finger mit den kurzen, farblos lackierten Nägeln bewundern. Sie trägt keinen Schmuck, nicht mal einen Ehering, nur eine *Cartier* am linken Handgelenk, unauffällig, schlicht, fast schon bedeutungslos. Und wie zufällig werden seine Finger die ihren streifen, während er erneut ihre Aufmerksamkeit auf die Schuhe lenken wird. »Beachten Sie die wunderbare Verarbeitung!«

Sie wird nicken, das Modell bestaunen und ihm vielleicht auch kurz in die Augen sehen. Seit zwei Jahren bereits kauft sie ihre Schuhe bei ihm, und bereits seit zwei Jahren bewundert er ihre makellose Schönheit. Seit zwei Jahren hat sie sich kaum verändert; vielleicht ein kleines Fältchen da oder dort, kaum sichtbar. Ihr Haar hat noch immer diese seltene Farbe.

Venezianisches Gold nennt man es in den Fachkreisen, wohl deswegen, weil die reichen Venezianerinnen sich ihr Haar mit teurem Goldstaub aufhellen ließen. Ein Kupfertön, der ihr hervorragend steht!

Richard Beckermann träumt davon, sie endlich mal zu fragen: »Darf ich Sie heute Abend in die *Widder-Bar* zu einem Drink einladen?«

Immer wieder spricht er diesen Satz in Gedanken aus. Er kann ihn auswendig und trägt ihn, ohne zu stottern, seinem eigenen Spiegelbild vor. Aber als sie den Laden betritt, verlässt ihn der Mut und mit einem Schlag wird ihm klar: Sie ist Kundin, er Verkäufer!

Der einzige Trost: Ihren Duft zu erhaschen. Eine *Moschus-Patchouli*-Mischung.

Der Laden öffnet um neun. Richard Beckermann blickt ungeduldig auf die Uhr. Fünf vor neun.

In zwei, drei Stunden werde ich sie wiedersehen, überlegt er und spürt, wie ihn dieser Gedanke erregt. Als er im Büro den PC hochfährt, ertönt der Klingelton der Eingangstür.

»Guten Morgen!«, hört er Birgit rufen. Er schüttelt den Kopf und schweigt. Gleich darauf erscheint sie im Büro, und abweisend erwidert er: »Guten Morgen, Frau Keller.«

Natürlich hätte er ihr sagen können, sie sei wieder einmal zu spät gekommen. Er hätte sie auch anschreien können: »Sie kennen die Vorschriften! Arbeitsbeginn ist eine Viertelstunde vor Ladenöffnung! So steht es in Ihrem Vertrag!« Aber es lohnt die Mühe nicht. Stattdessen sagt er nur ganz ruhig, fast abwesend: »Die Bestellungen, Frau Keller! Sie müssen bis zehn Uhr raus.«

»Selbstverständlich«, antwortet sie voller Eifer und er denkt bei sich: Miststück!

Er mag sie nicht. Sie ist so gewöhnlich! Eine Frau von der Stange, die den roten Lippenstift genauso fantasielos trägt wie den schwarzen, akkurat geschnittenen und frisierten Bob. Als sie sich vor anderthalb Jahren um die Stelle in seiner Schuhboutique bewarb, war sie die Beste der fünf Kandidatinnen, obwohl sie fachlich nichts von Schuhen verstand, das war klar! Wie sonst wäre sie auf die Idee gekommen, zum Vorstellungsgespräch einen *Balla* anzuziehen? Aber sie war die einzige Deutsche. Das gefiel ihm. Seine Schuhe waren in Deutschland heiß begehrt und einige seiner begüterten, treuen Zürcher Kundinnen waren Deutsche.

Er lässt Birgit an den Computer sitzen und geht zurück in den Laden. Prüfend schreitet er durch den Verkaufsraum. Er hat das Geschäft bis ins kleinste Detail nach seinen Vorstellungen eingerichtet, damals, als er vor drei Jahren aus Paris zurückkehrte. Auch wenn er sich nur ungern von der *Rue Malbranche* verabschiedete. Das Leben in der Millionenstadt gefiel ihm, war genau auf seine Bedürfnisse zugeschnitten. Das sechste Arrondissement war seine Welt! Dort hatte er alles, was er brauchte – *Joel Bolim*-Schuhe, freundliche Kundinnen, zwei Bistros, den *Jardin de Luxembourg* für seine Morgen- oder Abendspaziergänge, die Anonymität. Er kannte niemanden in seinem Quartier, wollte auch mit niemandem eine Bekanntschaft anknüpfen, und niemand kannte ihn. Die Männer, denen er jeweils zunicke, wenn er bei einem Bier saß, ließen ihn in Ruhe. Und von den Pariserinnen musste er sich nicht fürchten. Er war definitiv nicht ihr Typ. Er wurde nie von einer Frau angesprochen, und eine Frau anzusprechen, das wagte er nicht.

Außer Madame Rigoult. Sie war die Einzige, mit der er sich manchmal unterhielt. Und auch das nur, weil sie sonntags im selben Bistro wie er zu Mittag aß. Sie war eine pensionierte Frisörin, verwitwet und kinderlos. Eine einsame Wölfin. Er mochte sie, denn sie hatte etwas von der Mutter, die er nie hatte. Sie war es auch, die ihn ermutigte, in Zürich sein eigenes Geschäft zu eröffnen, als er die Stelle in Paris verloren hatte.

»Oubliez Paris!«, hatte sie gesagt. »Paris war nur eine Zwischenstation auf Ihrem Weg!«

Doch als er sich von ihr verabschiedete, waren ihre Augen feucht und sie drehte den Kopf beschämt zur Seite.

Das Geschäft in Zürich ist größer als jenes an der *Rue Malbranche*. Und besonders liebt er die lange Fensterfront. Durch sie kann er dem Straßentreiben ungestört zusehen. Dabei hat er das Gefühl, das Leben ziehe an ihm vorbei. Das behagt ihm, denn er scheut den Kontakt zu Menschen. Nur wenn er sich mit seinen Kundinnen über Schuhe unterhält, fühlt er sich glücklich und frei. Er macht sich keine Gedanken darüber, wie er es anstellen soll, jemanden kennenzulernen. Warum auch?

Das Schuhgeschäft bestimmt sein Leben – er hat keine freie Minute, um sich anderen Dingen zuzuwenden. Und doch gibt es etwas ...

Die Herbst- und Winterkollektion ist in den acht Vitrinen bereits ausgestellt. Er wird *sie* heute damit überraschen! Letzte Woche kaufte sie einen *Pura Lopez*. Er stand ihr phantastisch, saß wie angegossen an ihrem Fuß, als sie auf dem hellblauen Teppich auf und ab ging. Sie schien zu fliegen, so leichtfüßig war ihr Schritt. Dabei lachte sie und strich sich einzelne Haarsträhnen aus dem Gesicht.

Eigentlich bevorzugt Richard Beckermann geschlossene Schuhe, die den Fuß bedecken. Er liebt das Geheimnisvolle und träumt davon, ihr ein Paar Stiefelletten anzuziehen. Weiche Stiefelletten, die sich an ihren Knöchel schmiegen. Und dann, nachdem sie den Laden verließ – nicht ohne sich freundlich zu verabschieden –, würde er das tun, was er immer tut: das gleiche Paar Schuhe kaufen. Entscheidet sie sich für einen Schuh, legt Richard das Paar, das sie soeben anprobiert hatte, auf die Seite. Für sie wickelt er ein ungetragenes Paar Schuhe in silbernes Seidenpapier, legt es in eine Tragtasche und überreicht ihr diese mit einem charmanten Lächeln. Er begleitet sie zur Tür und wünscht ihr eine gute Woche. Doch er wagt es nicht, sie bis auf die Straße zu begleiten. Durch die Fensterfront blickt er ihr nach, bis sie um die Ecke biegt und er sie aus den Augen verliert. Dann beeilt er sich jeweils, die Schuhe, die sie vor wenigen Minuten an ihren Füßen trug, einzupacken und in sein Garderobenschränkchen zu stellen, um *sie* am Abend mit nach Hause zu nehmen.

Sein Vater hätte ihm dafür eine runtergehauen, wie er es immer getan hatte, wenn er sein Benehmen nicht willigte. Richard Beckermann war fünfundzwanzig, als er ihn das letzte Mal sah. Und das ist gut so, oder eben auch nicht. Sein Vater war Alkoholiker, er kannte ihn nicht anders. Doch wenigstens kannte er ihn. Seine Mutter hatte er nicht gekannt, sein Vater ertränkte ihren Namen im Alkohol. Trank sein Vater mal gerade nicht, durfte er bei ihm wohnen. Begannen seine Saftouren wieder, musste Richard zurück ins Kinderheim. Als er fünfzehn war und sein Vater gerade wieder nüchtern, nahm er ihn von der Schule.

»Steh endlich auf eigenen Füßen und bring Geld nach Hause!«, brüllte er ihn an. Richard suchte sich eine Lehrstelle, aber das Geld, das er nach Hause brachte, versoff sein Vater. Doch diese Erinnerungen quälen ihn nicht mehr. Sein Vater ist seit Jahren tot. Und da er auch keinen Freund hat, dem er sich anvertrauen konnte, lebte er wie in einem Kokon – er und seine Schuhe.

Richard blickt wieder auf die Armbanduhr und runzelt die Stirn. Sie kommt immer um zehn, und sie kommt immer dienstags. Heute ist Dienstag, und es ist Viertel nach zehn. Noch nie ist sie zu spät gekommen! Ist ihr vielleicht etwas zugestoßen? Er schüttelt den Kopf, verwirft den Gedanken sofort.

Von Anfang an faszinierte sie ihn. Und sie tut es immer noch. Er schließt die Augen und sieht sie vor sich: ihr Gesicht, ihre Hände, ihren ganzen Körper. Er hört ihre Stimme: »Wie geht es Ihnen heute, Herr Beckermann?« Sie unterhält sich ganz ungezwungen mit ihm, mal über dies, mal über jenes, und wenn sie lacht, ist es, als würden Tausende von Glocken erklingen.

»Bestellen Sie diese roten Sandalen für mich, ich hole sie nächste Woche ab!«, sagte sie bei ihrem ersten Besuch in seinem Laden und strahlte ihn mit ihren tiefblauen Augen an, die wie Blauquarzsteine leuchteten.

»Eine Besonderheit ist die goldfarbene Metallverzierung im Zehenbereich mit dem typischen *Joel Bolim*-Schriftzug. Die versteckte Plateausohle misst fünfzehn Millimeter und schwächt den Absatz auf sieben Millimeter ab. Das Innere ist mit weichem, goldfarbenem Leder ausgekleidet. Gefertigt wurden diese Sandalen in Spanien.« Das alles wollte er ihr sagen, doch er brachte kein Wort heraus, räusperte sich mehrmals und entschuldigte sich dafür. Sie schien es nicht zu stören, denn sie sah ihn lächelnd an. Die Anspannung schnürte ihm die Kehle zu, er konnte nichts anderes tun, als unzählige Male hintereinander zu nicken.

Seither kommt sie immer dienstags, und er wartet auf sie. Sogar an Feiertagen, wenn der Laden geschlossen bleibt, kommt er hierher, späht durch die Fensterauslage auf die Straße und stellt sich vor, wie sie um die Ecke biegt. Sie ist die Einzige, welche die roten *Joel Bolim*-Sandalen und die passende Handtasche perfekt trägt. Die Selbstverständlichkeit, mit der sie sich Luxus zu eigen macht, ist überwältigend. Nie wirkt sie aufgedonnert, anzüglich oder gar billig.

An jenem ersten Dienstagabend legte er vierhundertachtzig Franken in die Kasse und trug die roten Sandalen, die sie vorher in den Händen hielt, nach Hause. Als er die Wohnungstür hinter sich abgeschlossen hatte, legte er die Schuhe behutsam aufs Bett und betrachtete sie lange. Er streichelte über das glatte Leder und das Wissen, dass auch sie es berührt hatte, erregte ihn. Er öffnete seine Hose, setzte sich hin, drückte sich eine der roten Sandalen an die Brust und begann sich zu befriedigen, bis er schließlich keuchend und schwer atmend kam.

Seither tat er es immer so – mit jedem Paar jener Schuhe, die sie gekauft hatte.